



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein Krankenruf nach Inchinga.

Ich bat den Burschen, mich zu begleiten. Er tat es mit Freuden und zeigte mir die Kraals, in denen die ältesten Leute wohnten. Wir kamen an eine Menge von Hütten vorbei, in denen mehrere hundert Kaffern wohnten, allein mit Ausnahme einiger Protestanten waren sie alle noch Heiden. Der Gedanke schnitt mir ordentlich ins Herz; denn welch' schöne Mission ließe sich dort eröffnen! Das Panorama ist prächtig. Hier der dunkle, weitausgedehnte Zili-Wald mit seinen vielen Tälern und Schluchten, durch welche eine Menge klarer Bäche in schnellem Laufe dem Umsimkulu zueilt, und dort drüben der mächtige Umschlabeni-Berg, der sein steiniges, bis zur halben Höhe mit dichtem Urwald bedecktes Haupt hoch gen Himmel hebt. Unten im Tale aber vereinigen sich nach vielen langen Windungen, als wollten sie sich gegenseitig meiden, der Polela und der Umsimkulu, während fluszabwärts, halb zwischen Obstgärten und Eukalyptuswäldern versteckt, die Missionsstation Ezenstochau mit ihren roten Ziegelbauten zum Vorschein tritt. Fluszufluswärts aber reicht das Auge bis zu den afrikanischen Alpen, den Drakensbergen.

Staunend betrachtete ich diese wundervollen Naturschönheiten und pries dabei in meinem Herzen Gottes Größe, Allmacht und Güte. Ich tat es zugleich im Namen der armen Heiden, die hier wohnen und von seiner Segenshand gespeist werden, ohne daß sie ihm danken oder ihm dienen aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn noch nicht kennen.

„Maligopo“, fragte ich meinen strammen Begleiter, „haben denn die Amakusa so viel Sinn für die Schönheiten der Natur, daß sie ihre Kraale auf so prächtiger Höhe erbauten? Sieh nur, wie schön und stolz sie da droben liegen auf all den vielen Kuppen und Berggipfeln! Weshalb sezet ihr eure Wohnungen trotz der rauhen, steilen Pfade da hinauf? Und weshalb stehen so viele Kraale dem Abhange entlang auf halber Höhe, und nicht ganz oben auf dem Berge?“

Da lachte Maligopo aus vollem Halse und zeigte dabei eine herrliche Doppelreihe blendend weißer Zähne. „Wir Eingeborne“, begann er, „können euch Weiße oft gar nicht verstehen. Oft kommen sie aus weiter Ferne daher, staunen stundenlang die Berge, die Wälder und Flüsse an, und einer ruft dem andern zu: „Wie schön! Wie schön! Sieh' nur dieses da, sieh jenes dort!“ Und dabei schauen und staunen und zeigen sie und fragen uns, weshalb wir unsere Kraale hierher gebaut. Umfundisi, der Grund ist einfach und klar: Oben auf dem Berge ist die Ebene, und da ist gutes Gras für unsere Pferde und unser Vieh, welches, wie du weißt, unsern ganzen Reichtum bildet. Unten im Tale aber sind unsere wenigen Gärten und Felder. Die Wohnungen aber stellen wir in die Mitte von beiden; wir können so am leichtesten unser Vieh hüten und die Felder bebauen.“

Das war aufrichtig gesprochen, zeigte mir aber auf's neue die niedere, nur auf's Materielle gerichtete Gesinnung der Schwarzen. Ausschlaggebend ist bei ihnen nur der nackte Profit, höhere Ideale kennt er nicht, es sei denn, er werde Christ und nehme etwas von europäischer Kultur in sich auf.

Nach längerem Suchen fand ich drei hochbetagte, durch Alter und Krankheit so abgezehrte Männer, daß sie nur lebendige, mit Haut überzogene Skelette zu sein schienen. Keiner von ihnen konnte ohne fremde Beihilfe gehen oder stehen. E i n e n kranken Mann hatte ich gesucht, und nun fand ich deren d r e i. Ich konnte mir Glück wünschen, um so mehr, als einer von ihnen der

Gesuchte war, nämlich der 75jährige N j a k a s a n a, der die Taufe und christliche Unterweisung begehrt. Von den beiden andern hieß der eine U m d u m e l a, der andere N o n h o s i. Sie waren beide ungefähr 85 Jahre alt, — Nonhosi war außerdem ausfällig und blind, — aber dennoch wollte keiner von ihnen etwas vom Christentum wissen. Das waren also die „harten Köpfe“, von denen Maligopo gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Krankenruf nach Inchanga.

Vom Hochw. P. Paulus Quiotef, R. M. M.

Mariannahill. — Am 7. Juli 1911 traf von Inchanga (sprich Intschanga) ein Telegramm ein, wodurch ein Missionär zu einer schwerkranken Kaffernfrau gerufen wurde. Inchanga ist eine unserer Außenstationen und etwa fünf Reittunden von Mariannahill entfernt. Sie liegt in beinahe noch ganz heidnischer Umgebung; hier und da wohnen allerdings christliche Kaffern in den zwischen hochromantischen Bergen und Tälern zerstreuten Hütten, doch ist ihre Zahl noch klein. Gelänge es uns übrigens, in Inchanga eine eigene Missionsstation zu errichten, so bestände die beste Hoffnung auf eine blühende Christengemeinde dajelbst.

Ich schloß mich dem P. Missionär als Begleiter an. Kurz nach Mittag ritten wir fort. Zuerst ging es am Krankenhause vorbei hinab ins Tal des Umschlatusane, durch Schilf und sumpfige Stellen allmählich hinauf zu einer schattigen Waldparzelle, bis wir höher und höher steigend das rechts vom Tafelberg sich ausbreitende Bergplateau erreichten, von wo wir eine herrliche Aussicht bis hinüber zum Indischen Ozean hatten. Nun ging es auf der von Durban nach Maritzburg führenden Landstraße weiter, die geraume Zeit mit der Eisenbahnlinie parallel läuft.

Etwa zwei Stunden lang mochten wir so geritten sein, als uns von Ferne die Melodie eines heidnischen Liebes entgegenklang, das offenbar aus voller, kräftiger Männerbrust kam. Kurz darauf erschien ein junger, stammer Zulukrieger in voller Ausrüstung auf der Bildfläche. In stolzer Haltung schreitet er uns entgegen und schlägt mit seinen Waffen den Takt zur Melodie. In der Linken trägt er den bunten, einheimischen Schild, in der Rechten zwei lange, schwarzbraune Stöcke. Stirn und Brust sind nach heidnischer Art mit bunten Glasperlen geschmückt, und um die Lenden trägt er eine aus Affen- und Kakenschwänzen gefertigte Umutscha.

„Salt ein, Bursche!“ ruft ihm der Missionär entgegen. „Zeig' mir einmal deinen Schild. Gib ihn mir; siehe, ich schenke dir dafür diese Münze.“ Nach kurzem Redegesetz sind die beiden einig. Der Schild ist unser und soll fortan einen Ehrenplatz in unserem afrikanischen Museum finden. Nach einem freundlichen „Sala kahle, lebe wohl,“ zogen wir unseres Weges weiter.

Kurz darauf bogen wir von der Hochstraße ab und ritten auf schmalen Seitenwege lange Zeit um einen hohen Berg herum. Links steigt derselbe zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, während es rechts ein paar Hundert Meter tief in eine schaurige Schlucht hinabgeht. Schon fing der Abend an, lange Schatten zu werfen, und unten im Tale wurde es dunkel, sodaß ich stellenweise kaum den Pfad mehr finden konnte. Da streckte auf einmal der Mond aus den Wolken seine Nainenspitze hervor und lachte mir kurz darauf mit vollem Gesichte zu. Ich lachte gleichfalls, denn nun war mir geholfen.

Ich brauchte keine Leuchte moderner Art, das milde, silberne Mondlicht genügte vollkommen.

Schon längst hatte ich gehofft, bald am Ziele zu sein, doch es ging immer wieder weiter von einer Bergkuppe zur anderen. „Wo liegt denn dieses Inhanga?“ rief ich dem vorauseilenden Missionär zu. „Nur Mut, mir nach!“ war die lakonische Antwort. Auf einer stolzen Berghöhe standen mehrere Kraals. Aus einem derselben stürzten jubelnd drei große, christlich gekleidete Mädchen heraus und begrüßten voll Freuden den P. Missionär. Sie kannten ihn schon längst, denn er hatte ihnen vor ein paar Jahren, wie wir in der Folge hören werden, einen großen Liebesdienst erwiesen. Bald war eine förmliche Prozession alter und junger Leutchen um uns versammelt. Doch wir mußten fort, unserm eigentlichen Reiseziele zu.

Nach etwa einer halben Stunde trafen wir — es mochte etwa 7 Uhr abends sein — an Ort und Stelle ein. Die christlichen Kaffern begrüßten uns alle gar freundlich und boten uns eine kleine Hütte zur Nachtherberge an. Der Schwarze ist überhaupt sehr gastfreundlich; wer nur immer kommt, wird zu jeder Stunde freundlich aufgenommen und bewirtet, soweit es eben die bescheidenen Verhältnisse gestatten.

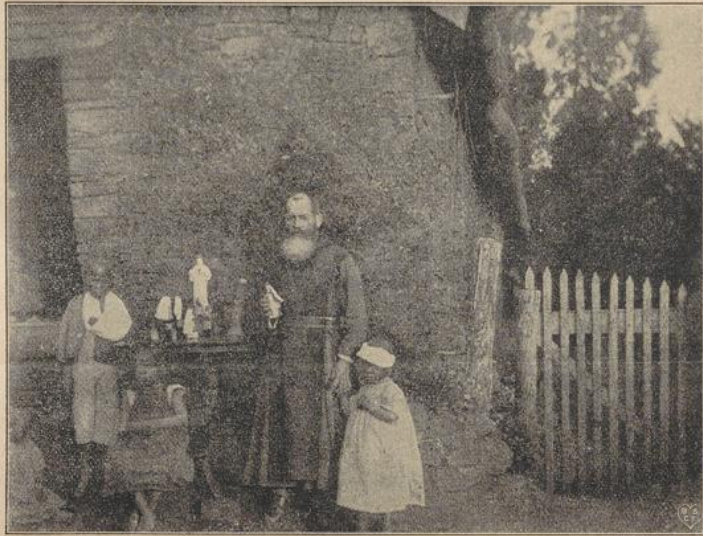
Am nächsten Morgen zelebrierten wir die hl. Messe, aber nicht in einer Kirche oder Kapelle, sondern in einem gewöhnlichen Kafferkraal. Ich dachte unwillkürlich an die Katakomben Roms, wo die ersten Christen im Verborgenen die heiligen Geheimnisse feierten. Wie armelig sah es doch in dem dunkeln, rauch-schwärzten Kraale aus! In diesem großen Bienenkorb gibt's kein Fenster, und durch das keine Schlupfloch muß man auf allen Bieren hineinkriechen. In der Mitte war ein einfacher, mit weißen Tüchern überdeckter Tisch. Ein kleiner Altarstein, zwei Leuchter und ein altes, an einer Schnur befestigtes Kreuzifix waren die ganze Ausstattung dieses unseres Altares. Und dennoch verschmähte der König Himmels und der Erde es nicht, in diese Hütte herabzusteigen und sie durch seine Gegenwart zu heiligen. Viele Christen und Katechumenen wohnten der hl. Messe mit sichtlichster Andacht bei, und zwei schwarze Männer empfingen bei derselben die hl. Kommunion. Nachdem auch die kranke Frau, bereitwiegen wir eigentlich gekommen waren, die hl. Sakramente empfangen hatte, traten wir den Rückweg an und befanden uns gegen Mittag wieder gesund und wohlbehalten in Mariannahill.

* * *

Ich habe oben von drei Mädchen gesprochen, die den P. Missionär so jubelnd begrüßten. Es sind das drei leibliche Schwestern, und sie haben in schwerer Bedrängnis eine solch' heldenmütige Standhaftigkeit an den Tag gelegt, daß sicherlich auch unsere Leser mit Interesse davon hören werden. Die Sache verhält sich so:

Bei der Katechese zu Inhanga hörten sie von der Schule und dem Marienhaus in Mariannahill. Da erwachte in ihren Herzen der sehnlichste Wunsch, auch dorthin zu gehen, um christlichen Unterricht und die hl. Taufe zu empfangen. Sie gingen zu ihrem heidnischen Vater und baten um seine Zustimmung, doch

die Bitte ward rundweg abge schlagen. In der kommenden Nacht liefen die Mädchen heimlich fort und gingen nach Mariannahill. Doch bald erschien auch der erzürnte Vater und führte seine drei Töchter wieder zurück in den heidnischen Kraal. Hier gab's nicht nur einen strengen Verweis, sondern auch eine scharfe körperliche Züchtigung. Trotzdem liefen die Mädchen während der Nacht abermals zurück nach Mariannahill. Sie wurden neuerdings mit Gewalt zurückgeschleppt, und nun hielt der heidnische Vater mit seinen Genossen Rat, wie er seinen Töchtern ein- für allemal die Lust benehmen könne, nochmals zu den Ama-Noma zu laufen. Sie waren über den Plan bald einig. Mit roher Gewalt rissen sie den weinenden Mädchen die Kleider vom Leibe und banden sie an die im Kraale befindlichen Holzpfosten; und nun begann einer dieser Unmenschen nach dem andern mit schweren Lederriemen, ähnlich unsern Ochsensehnen, erbarmungslos auf die armen Kinder loszuschlagen, bis



Dr. Eduard, seit vielen Jahren treubesorgter Krankenwärter in Czestochau, feiert am 17. Dezember 1911 sein 25jähriges Ordensjubiläum.

sie von oben bis unten voll Blut und Wunden waren. War der eine Henkersknecht — denn anders kann man sie nicht heißen — vom Schlagen müde, dann setzte er sich nieder und nahm eine Priese, während ein anderer aufstand und die grause Tat fortsetzte. —

Erst als die Mädchen versprochen, nicht mehr in die Schule zu gehen, band man sie los. Winselnd vor Schmerz verkröchen sie sich in einen Winkel der Hütte; mehrere Tage hindurch konnten sie weder gehen noch stehen. Doch kaum hatten sie sich einigermaßen erholt, da liefen sie abermals heimlich fort, waren nach sechsstündigem Marsche in Mariannahill und baten um Aufnahme. — Zwei Tage später kommt der Vater mit einigen Gehilfen und fordert die Herausgabe seiner Töchter. Man verweigert sie ihm; da geht er zum Magistrat und erwirkte sich dort ein Schreiben, des Inhalts, die Mädchen müßten herausgegeben werden. Diese aber waren inzwischen verschwunden. Sie hatten sich in ihrer Not an den Schulregens gewandt und ihm gesagt, der Vater würde sie totschiagen, falls sie nochmals nach Hause müßten. Da schickte sie dieser kurz entschlossen nach einer anderen Missionsstation, wo sie vorläufig vor jeder Verfolgung sicher waren.

Hier wurden sie im christlichen Glauben vollends unterrichtet und getauft, und kehrten nach zwei Jahren wieder nach Mariannahill zurück, wo sie im Marienhanse Aufnahme fanden. Der Vater aber hatte inzwischen seine Gesinnung geändert und war in allem viel milder geworden. Als er hörte, seine Mädchen seien wieder in Mariannahill, eilte er sofort dorthin, sie zu sehen. Durch den Besuch wurde er vollends innerlich umgewandelt und ist seitdem ein großer Freund unserer Mission. Gegenwärtig weisen seine Kinder zu Hause und bereiten ihm viel Freude und Trost. Bei jeder Gelegenheit lobt er deren Frömmigkeit und Fleiß und wünscht nur, daß auch alle seine übrigen Kinder in Bälde Christen werden möchten.

Die drei leiblichen Schwestern aber, die so heldenmütig für ihren Glauben gelitten, üben einen überaus günstigen Einfluß auf die ganze heidnische Umgebung aus. Möge die göttliche Vorsehung diesem Lande noch viele solche Seelen schenken, wahre Christen, voll Glauben und sittlicher Tatkraft, dann wird das Christentum in Bälde allüberall siegen.

Bau einer Missionskapelle.

Von Dr. Pasian Koppenwallner, R. M. M.

Mariatrost. — Vor einiger Zeit gab uns der Hochwürdigste Herr Bischof bekannt, er habe von einem Farmer ein Stück Land bekommen, sei aber bereit, es der Mariannahiller Mission zu überlassen, falls wir dortselbst Mission treiben wollten. Das generöse Anerbieten wurde selbstverständlich mit Dank angenommen. Die Missionsarbeit fiel der nächstliegenden Station, also Mariatrost zu, und unser Superior, der Hochw. P. Florian Rauch, wollte zum Zeichen der Besitzergreifung daselbst sofort eine Kapelle erbauen.

Die umwohnenden Kaffern führten bereitwillig die Rasenmauern auf, doch damit hatte ihre Tätigkeit auch schon ihr Ende erreicht; die Fortführung des Baues wurde den Insassen der Station Mariatrost überlassen. Das war jedoch mit allerlei Schwierigkeiten verbunden. Besagte Stelle ist vier bis 5 Wegstunden von uns entfernt und äußerst schwer zugänglich. Der schmale Fußpfad führt steil bergauf und bergab, durch hohes Gras und Gestrüpp, über Pfützen und Bäche in ein solches Gewirre von Hügeln, Schluchten und Tälern, daß da an die Benützung eines Wagens gar nicht zu denken ist. Nun benötigten wir aber, so einfach der Bau auch war, doch allerlei Bretter und Balken, einige Fenster, Türpfosten, Werkzeuge, kurz, dies und das. Wie nun das alles dort hinüber schaffen? Das konnten nur unsere Kaffernweiber und die großen Mädchen tun. Letztere haben tatsächlich alles Material trotz der schlimmen Wege und der kolossalen Entfernung auf ihren Köpfen hinübergetragen. Eine athletische Leistung fürwahr, die ihnen aber auch sicherlich reichen Himmelslohn eintragen wird.

Jetzt kam die Reihe an mich. Ich sollte den Dachstuhl aufsetzen, den ersten in meinem ganzen Leben; denn ich bin Bäcker von Beruf, und Zimmermannsarbeit war mir bisher gänzlich fremd. Nun, nach mancherlei Plänen, Versuchen und Mißgriffen ging es schließlich doch. Eines schönen Tages stand der Dachstuhl fix und fertig da. Er machte sich prächtig, nur den Firstbaum hatte ich vergessen; doch es stellte sich heraus, daß es im Notfall auch ohne ihn ging.

Um mit dem Hin- und Herwandern nicht zu viel Zeit zu verlieren, brachte ich die Nächte in einem benachbarten Kaffernkraale zu. Da wurde ich um manche

Erfahrung reicher, obgleich ich bald zwanzig Jahre in Südafrika weile. Das Kraalsleben hat übrigens auch seine gemüthliche Seite. Mein kaffrischer „Haus Herr“ war ein alter Junggeselle, was hierzulande schon eine ehrende Erwähnung verdient. Er saß, als ich am späten Abend bei ihm um Nachtherberge bat, in seiner Hütte auf einem Klötzchen und schürte das Feuer. Die Bitte ward sofort gnädig gewährt, und ich suchte mir ein stilles Plätzchen aus, von wo aus ich in Muße das Leben und Treiben dieser Schwarzen beobachten konnte. Der Junggeselle war nämlich keineswegs der einzige, der hier hauste. Da saß zunächst neben ihm ein Mädchen mit einem Feuerpan. Wie, gibt's in Kaffernkraals den Feuerpan? Nun, aus Fichtenholz geschnitzt ist er nicht, wie weiland sein Namensvetter jenseits des Meeres, doch seinen Zweck erfüllt er ebenfogat wie jener. Er ist nämlich aus dicken, zähen Grasshalmen geformt, steckt als nettes Bündelchen unterm Dach und ist durch Rauch und Hitze für seinen Zweck wohl präpariert.

Es wird immer lebendiger um mich herum; eins ums andere kommt durch das Schlupfloch der Hütte herein, wärmt sich am offenen Feuer und lauscht den munteren Reden des Kraalbesizers, der durch die neckischen Reden des Mädchens und dessen silberhelles Lachen stets zu neuen Bemerkungen veranlaßt wird. Ein paar Hirtenbuben lachen im Hintergrunde ein sicheres Versteck und verhalten sich mäusehenstill. Jetzt kommt ein Weib mit einem Biertopf, setzt ihn schweigend nieder und nimmt bescheiden am Eingang der Hütte Platz. Erst nach geraumer Weile eröffnet sie kaffrischer Sitte gemäß die Rede mit dem bekannten Gruß: „Sanibona, ich habe euch gesehen!“ Es ist eine Nachbarin; das Bier ist freie Spende zu gemeinsamem Gebrauch und lockt immer mehr Gäste an; denn der Kafferr hat in solchen Dingen einen feinen Geruch. Siehe, da kommen ein paar flotte Burschen mit Schild und Assagai bewaffnet, durch überflüssige Gewandung in keiner Weise beschwert, sprechen sofort ganz frei und ungeniert dem stärkenden Rasse zu und wissen mit dröhnender Stimme unter lebhaften Gesten gar vieles und Wichtiges zu erzählen. Sie fühlten sich offenbar als die Helden des Tages.

Mir selbst wurde auch ein Humpen in Gestalt einer großen, schmutzigbraunen Umamba angeboten. Ich lehnte dankend ab, was meinen Hausherrn anfangs frappierte. Doch bald schlug sein guter Humor wieder in hellen Flammen auf; war das eine Löpfchen geleert, dann schäumte er ein anderes sorgfältig ab, tat daraus den ersten Schluck zum Zeichen, daß es frei sei von Gift und sonstiger gefährlicher Zutat und ließ es dann die Runde gehen. Von den schwarzen Gästen spielte keiner den Spröden.

Was sollte man nun aber mir anbieten? Utschwala oder Kaffernbier trank ich nicht, und ganz auf dem Trockenen wollte man mich doch auch nicht sitzen lassen. Mein Hausherr wußte Rat; er kochte K a f f e e. Um ihn möglichst kräftig und stark zu machen, rührte er eine Flüssigkeit zusammen, die wie Hafersgrütze. Mir wollte die Gabe wenig munden und ich ersuchte daher das Mädchen, sie solle kaltes Wasser holen und davon in den Kaffee gießen. Nur zögend entschloß sie sich zu solcher Untat, denn sie konnte nicht begreifen, wie man ein so feines und köstliches Getränk durch kaltes Wasser derart verderben und verschandeln könne.

Der Biertopf hatte mehrmals seine Runde gemacht, auch eine dampfende Schüssel Amadumbi (eine Art einheimischer Kartoffeln) war rasch geleert worden, als sich